

Husserl, Sartre, Derrida

Alfred Dandyk

Sartres Verhältnis zu Husserl ist ambivalent. Es gibt begeisterte Zustimmung, aber auch deutliche Kritik. Dasselbe gilt für Derrida in Bezug auf Husserl. Sartres und Derridas Positionen innerhalb der Philosophiegeschichte können gut an Hand ihrer Beziehungen zu Husserl verdeutlicht werden. Gleichzeitig lassen sich auf diese Weise ihre wechselseitigen Affinitäten und Differenzen erhellen.

Sartre beschäftigt sich unter anderem in zwei Aufsätzen mit Husserl: „Eine fundamentale Idee der Phänomenologie Husserls: die Intentionalität“ und „Die Transzendenz des Ego“. Der Aufsatz zur „Intentionalität“ wurde 1939 und der zur „Transzendenz des Ego“ 1936 verfasst.

Sartre beginnt seinen Aufsatz zur „Intentionalität“ mit einer Abgrenzung der Phänomenologie Husserls gegenüber Vorgänger-Philosophien. Namentlich erwähnt werden der „Empiriokritizismus“, der „Neukantianismus“ und der „Psychologismus“. Sartre versieht diese Sichtweisen der Philosophie mit dem Label „Ernährungsphilosophien“:

Wir haben alle Brunschwig, Lalande und Meryerson gelesen, wir haben alle geglaubt, dass der Spinnen-Geist die Dinge in sein Netz locke, sie mit einem weißen Seidenfaden überziehe und langsam verschlucke, sie auf seine eigene Substanz reduziere. Was ist ein Tisch, ein Felsen, ein Haus? Ein gewisser Verbund von „Bewusstseinsinhalten“, eine Ordnung dieser Inhalte. O Ernährungsphilosophie! (Sartre, Eine fundamentale Idee der Phänomenologie Husserls: die Intentionalität, Rowohlt, S. 33)

Die Vorstellung, Erkenntnis bestehe in der Beschreibung von „Wahrnehmungsinhalten“ oder „Bewusstseinsinhalten“ ist unter der Sammelbezeichnung „Positivismus“ bekannt. Man versucht auf diese Weise, positives Wissen zu generieren, indem man „Spekulationen“ über das „An-sich-sein“ der Welt vermeidet und sich auf das konzentriert, was tatsächlich wahrgenommen worden ist, und das sind eben die „Sinneseindrücke“, auch „Empfindungen“ genannt, eben das „sinnlich Wahrgenommene“.

Das Wort „positiv“ kommt im Zusammenhang mit der Erkenntnistheorie meines Wissens zuerst bei August Comte vor, der drei Stadien des Wissens unterscheidet:

- Das theologische Stadium
- Das metaphysische Stadium
- Das positive Stadium der empirisch-wissenschaftlichen Erkenntnis

Der von Sartre erwähnte „Empiriokritizismus“ ist eine Spielart des Positivismus. Einer der wichtigen Vertreter des „Empiriokritizismus“ ist Ernst Mach. Eine KI schreibt dazu:

*Ernst Mach gilt als zentraler Vertreter des Empiriokritizismus, einer Spielart des Positivismus, die radikaler als Comte oder Mill jede metaphysische Annahme aus der Wissenschaft verbannen wollte. Er war Positivist, **weil er alles Wissen auf Empfindungsdaten zurückführte**, das Ich als metaphysische Fiktion kritisierte und Naturwissenschaft als rein ökonomische Beschreibung verstand. (KI)*

Das Problem beim Empiriokritizismus ist, dass sich die Dinge der Welt in „Empfindungsdaten“ auflösen. Sie sind so gesehen nicht draußen in der Welt, sondern irgendwo im Innern des menschlichen Erkenntnisapparates, auf der Netzhaut des Auges, in den Nervenzellen des Gehirns oder sonst irgendwo. Der Empiriokritizismus eines Ernst Mach wurde unter anderem von Lenin kritisiert, der seinen „Dialektischen Materialismus“ entgegenstellte.

Husserls „Phänomenologie“ ist eine von den Denkbewegungen, die diese Art der „Ernährungsphilosophie“, deren Elemente „Assimilation“, Vereinheitlichung“ und „Identifikation“ sind, ablehnen. Sie wurde von Sartre und manchen anderen freudig begrüßt, weil man mit dem Positivismus grundsätzlich unzufrieden war:

Vergebens suchten die Einfachsten und Rüdesten unter uns etwas Solides, kurz, etwas, was nicht Geist wäre. Sie stießen überall nur auf einen feuchten und ja so distinguierten Nebel; sich selbst (ebd., S. 33/34)

Der Grundgedanke dieser phänomenologischen Kritik ist klar und einfach: Ich sehe ein Haus in einer Entfernung von zehn Metern, in der Nachbarschaft dieses großen Baumes, am Rande einer staubigen Straße. Ich sehe aber nicht meine „Sinnesempfindungen“ im Inneren meines Erkenntnisapparates. Deshalb lautet das Motto der Phänomenologie Husserls: „Zurück zu den Sachen selbst“, ohne vorgefertigte Theorie die Phänomene beschreiben, wie sie einem tatsächlich erscheinen.

Der springende Punkt dabei ist, dass die Dinge der Welt „draußen“ sind, außerhalb des Bewusstseins. Das Bewusstsein ist kein Behälter mit einem Inhalt, sondern es ist ein Zeuge der Dinge der Welt, die etwas anderes sind als das Bewusstsein.

...denn das Bewusstsein hat kein „Draußen“; es ist nichts als das Draußen seiner selbst, und diese absolute Flucht, diese Weigerung, Substanz zu sein, konstituieren es als ein Bewusstsein...Sie werden den grundlegenden Sinn der Entdeckung begriffen haben, die Husserl in jener berühmten Wendung zum Ausdruck bringt: „Alles Bewusstsein ist Bewusstsein von etwas.“ Mehr braucht man nicht, um der bequemen Immanenzphilosophie, in der alles durch Kompromiss, Protoplasmaaustausch, durch eine lauwarne Zellularchemie zustande kommt, ein Ende zu bereiten. Die Transzendenzphilosophie wirft uns auf die Landstraße, mitten in die Gefahren, unter ein grelles Licht. (ebd., S. 35)

„Alles Bewusstsein ist Bewusstsein von etwas“, ist ein weiterer zentraler Slogan der Phänomenologie Husserls und Sartre schließt sich dieser Devise mit großer Zustimmung an. „Ist Bewusstsein von etwas“ soll vor allem bedeuten, dass dieses „etwas“ etwas anderes ist als das Bewusstsein. Es ist vor allem auch kein Teil dieses Bewusstseins.

Die Phänomenologie Husserls ist eine Ablehnung der Immanenzphilosophie und eine Zustimmung zur Transzendenzphilosophie. Die Dinge sind nicht im Bewusstsein, auch nicht als Vorstellung, sondern das Bewusstsein ist immer Bewusstsein von etwas, das etwas anderes ist als das Bewusstsein. Die Alterität der Dinge in Bezug auf das Bewusstsein ist demnach ein entscheidendes Kennzeichen der Phänomenologie. Diese Alterität, diesen Bezug des Bewusstseins auf etwas, wovon es Bewusstsein ist, worauf das Bewusstsein gerichtet ist, nennt man auch eine Philosophie der „Intentionalität“. Sartre stimmt dieser Philosophie der „Intentionalität“ mit großer Begeisterung zu:

Diese Notwendigkeit für das Bewusstsein, als Bewusstsein von etwas anderem als von sich zu existieren, nennt Husserl „Intentionalität“.
(*ebd.*, S. 35)

Der Begriff der „Intentionalität“ bezieht sich allerdings nicht nur auf die Erkenntnis, sondern auch auf Emotionen wie Furcht, Hass und Liebe. Wir fürchten, hassen oder lieben Dinge der Welt, weil sie fürchtenswert, hassenswert oder liebenswert sind:

Er [Husserl] hat uns die Welt der Künstler und Propheten zurückerstattet: fürchterlich, feindselig, gefährlich, mit Häfen der Anmut und der Liebe.
(*ebd.*, S. 36)

Auch Heidegger übernimmt diese Sichtweise, wenn er von der menschlichen Realität als einem „In-der-Welt-sein“ spricht. Sartre schreibt:

Nicht in irgendeinem Schlupfwinkel werden wir uns entdecken: sondern auf der Straße. In der Stadt, mitten in der Menge, Ding unter Dingen, Mensch unter Menschen. (*ebd.*, S. 37)

Wenn es um das Verhältnis Sartres zu Husserl geht, dann steckt der Teufel allerdings im Detail. Denn der Begriff der „Intentionalität“ generiert sofort einige unangenehme Probleme. In diesem Fall handelt es sich um den Begriff des „Ich“, auch das „Ego“ genannt. Wo befindet sich das „Ego“, im Bewusstsein oder außerhalb des Bewusstseins? Ist das „Ego“ die Quelle des Bewusstseins oder ist das „Ego“ ein Produkt des Bewusstseins, das ist hier die Frage.

Wenn man die Theorie der Intentionalität voraussetzt und den Slogan „Jedes Bewusstsein ist Bewusstsein von etwas“ ernst nimmt, dann kann es kein „Ego“ im Bewusstsein geben. Denn andernfalls hätte das Bewusstsein einen Inhalt, nämlich das „Ich“. Aber die meisten Philosophen gehen davon aus, so sagt jedenfalls Sartre, dass das „Ego“ ein „Bewohner“ des Bewusstseins ist. Diese Haltung steht im Widerspruch zur Theorie der „Intentionalität“.

Hinsichtlich der Frage, worum es sich bei diesem „Ego“ handelt, gehen die Ansichten auseinander: manche denken an eine „formale Präsenz im Innern der ‚Erlebnisse‘ als ein leeres Vereinigungsprinzip“. Andere sehen darin eher eine materiale Präsenz als „Zentrum der Begierden und Handlungen“. (Sartre, Die Transzendenz des Ego, S. 39). Sartres Position hinsichtlich des „Ego“ ist eindeutig:

Wir wollen hier zeigen, dass das Ego weder formal noch material im Bewusstsein ist: es ist außerhalb, in der Welt; es ist ein Sein der Welt, wie das Ego anderer. (ebd., S. 39)

Sartre bleibt auch bezüglich des „Ego“ der Theorie der Intentionalität treu. Das Bewusstsein ist kein Behälter mit einem Inhalt, sondern es ist als Zeuge der Dinge der Welt immer nach außen gerichtet. Also kann es auch kein „Ego“ als Quelle oder Bewohner des Bewusstseins geben; es ist vielmehr eine Konstruktion des Bewusstseins.

Folglich ist das Bewusstsein nichts weiter als ein ego-loser Spielraum der Freiheit, von dem aus sich die Welt erschließt. Sartre nennt diesen von allen Inhalten freien Raum auch ein „transzendentes Feld“. Das Wort „transzendental“ bedeutet hier so viel wie die „Bedingung für das Erscheinen der Welt“. Damit eine Welt erscheinen kann, bedarf es eines Spielraumes der Freiheit. In diesem Feld ist alles transparent; es gibt keine opaken Bewohner in diesem Raum.

Sartre nennt das Erscheinen der Welt auf der Basis des transzendentalen Feldes auch das „prä-reflexive Bewusstsein“. Es ist ein direktes, unreflektiertes Weltbewusstsein. Es gibt für den Menschen allerdings die Möglichkeit der Reflexion in Bezug auf dieses „transzendente Feld“, die in dem Versuch besteht, sich selbst zu erfassen, zum Beispiel sich konzeptionell zu bestimmen. Diese Art der Selbstreflexion führt zu einer Verdichtung und Konkretisierung des prä-reflexiven Bewusstseins. In diesem Kontext taucht das „Ich“ als formales Einheitsprinzip des prä-reflexiven Bewusstseins auf. Dieses „Ich“ als formales Einheitsprinzip ist das Resultat eines reflexiven Aktes, dessen Objekt das „prä-reflexive Bewusstsein“ ist.

Sartre nennt diese Art der Reflexion die „reine Reflexion“. Daneben gibt es auch die „unreine Reflexion“, die eine komplizenhafte Selbstbestimmung im Verhältnis zur äußeren Welt ist. Hierbei handelt es sich um die Konstruktion eines „materialen Ich“ als Zentrum der Begierden und Handlungen in der äußeren Welt. Sartre nennt diese Art des „Ich“ auch das „ICH“ und spricht in diesem Zusammenhang von der „Transzendenz des Ego“. Das alles ist aber ein eigenes Problemfeld, das hier nicht bearbeitet werden soll.

Ein solche Theorie aufzustellen ist eine Sache, sie zu begründen eine andere. Husserl jedenfalls sah sich genötigt, ein „Ego“ als opaken Bewohner des Bewusstseins anzunehmen und in ihm die Quelle des Bewusstseins zu sehen. Für ihn war diese Nötigung so stark, dass er sogar einen Widerspruch mit seiner Theorie der Intentionalität in Kauf nahm. Sartre war dagegen der Ansicht, dass diese Konstruktion des „transzendentalen Ego“ als Quelle des Bewusstseins unnötig ist und man vorziehen sollte, einen Widerspruch mit der Intentionalität des Bewusstseins zu vermeiden.

Hier soll nicht auf die Details der Argumentation Sartres eingegangen werden. Klar werden soll nur die unterschiedliche Positionierung Sartres in Bezug auf Husserl. Für Sartre ist das ursprüngliche Bewusstsein, auch „transzendentes Feld“ genannt, ein Spielraum der Freiheit, eine Art Lichtquelle, von der aus das An-sich-Sein der Dinge erhellt wird, so dass sich die Dinge perspektivhaft als Welt offenbaren können.

Zu diesen Aspekten der Welt gehört auch das „Ego“, eine reflexive Struktur des Bewusstseins, mit dem das Bewusstsein eine komplizenhafte Verbindung eingehen kann, von dem es sich aber auch in der Form eines Perspektivwechsels distanzieren kann. Sowohl die Konstruktion des „Ego“ als auch die Dekonstruktion des „Ego“ sind Resultate der menschlichen Freiheit.

Man erkennt erneut die Bedeutung, die das Konzept der „Dekonstruktion“ bei Sartre von der Sache her gesehen hat. In diesem Kontext handelt es sich um die grundsätzliche Möglichkeit des Menschen, mittels eines Perspektivwechsels seine Situation in der Welt zu ändern.

Man kann demnach auch feststellen, dass Sartres Ansatz in gewisser Weise eine „Dekonstruktion“ der Phänomenologie Husserls im Sinne Derridas ist. Denn Sartres Ansatz ist keine Entgegensetzung zur Phänomenologie Husserls, sondern eher ein „Danebenstellen“. Husserl wird durch Sartre nicht widerlegt, sondern korrigiert.

In diesem Sinne sind sowohl Husserl als auch Sartre Anhänger der Phänomenologie, wenn man das Positive ihres Verhältnisses betonen möchte. Will man das Negative unterstreichen, dann ist Sartres „Transzendenz des Ego“ dazu geeignet, sich von dem „transzendentalen Ego“ bei Husserl zu distanzieren. Wichtig ist, dass diese Distanzierung Sartres von Husserl auf der Basis von Husserls eigenen Texten geschieht, indem Sartre nachweist, dass Husserls Konzept der Intentionalität und sein „transzendentes Ego“ inkompatibel sind. Husserls eigener Text widerspricht sich selbst, ganz im Sinne von Derridas Begriff der Dekonstruktion.

Derrida klärt sein Verhältnis zu Husserl in seinem Werk „Die Stimme und das Phänomen“. Ähnlich wie Sartre distanziert sich auch Derrida in einem gewissen Sinne von Husserl, allerdings konzentriert er sich auf andere Problemfelder als Sartre.

Husserls Anliegen kann „anti-metaphysisch“ genannt werden. Er möchte die Philosophie von den schlechten Elementen der Metaphysik reinigen und aus ihr eine „exakte Wissenschaft“ machen. Seine Bemühungen verfolgen demnach ein ähnliches Ziel wie die Kritiken Kants.

Der Unterschied zwischen Kant und Husserl liegt in der Methode. Kants Kritik der reinen Vernunft ist rein erkenntnistheoretisch gemeint. Zum Beispiel fragt er nach der „Bedingung der Möglichkeit einer Erkenntnis a priori“, und er verzichtet darauf, seinen Untersuchungen eine ontologische Bedeutung beizulegen.

Husserl geht demgegenüber von den Tatsachen der Erfahrungswelt aus und sein Ziel ist, aus diesen Tatsachen Erkenntnisse über das Wesen dieser Tatsachen zu erlangen. So ist es zum Beispiel eine Tatsache, dass es Wissenschaften gibt - Astronomie, Biologie, Mathematik, Sozialwissenschaften, Medizin und so weiter. Husserl möchte jedoch aus

dieser Tatsache mittels der Methode der „eidetischen Reduktion“ das Wesentliche des Begriffs der Wissenschaften eruieren. Er bleibt demnach in der Welt der Tatsachen, verwandelt diese allerdings mittels einer Wesensschau in eine Welt der „idealen Bedeutungen“ dieser empirischen Tatsachen. Letzten Endes beruft sich Husserl hinsichtlich dieser Methode seiner „Wesensschau“ auf Begriffe wie „Intuition“ und „Evidenz“.

Derridas Kritik an Husserl setzt bei diesen Begriffen „Intuition“ und „Evidenz“ an. Derrida sagt, dass Husserls Phänomenologie zwar anti-metaphysisch gemeint ist, dass er aber versäumt, die metaphysischen Voraussetzungen seiner anti-metaphysischen Bemühungen aufzuklären. Husserl arbeitet demnach weiterhin im Rahmen der alten Metaphysik, ohne sich dessen klar zu sein.

Hier erkennt man ein weiteres wichtiges Merkmal des Begriffs der „Dekonstruktion“. Im Gegensatz zum Begriff der „Destruktion der Metaphysik“, den Heidegger benutzt und der auch von den Positivisten jeglicher Couleur der Sache nach in Stellung gebracht wird, geht es Derrida weniger um die Überwindung der Metaphysik, sondern eher um die Aufklärung der metaphysischen Voraussetzungen des eigenen Denkens. Derridas Begriff der „Dekonstruktion“ steht demnach in der Tradition der Hermeneutik, ohne dass man diese beiden Richtungen der Philosophie identifizieren sollte.

Derrida ist sich dessen bewusst, dass er selbst metaphysisch argumentiert. Das ändert aber nichts daran, dass man sich dieses Sachverhaltes bewusst werden sollte und sich dieser Tatsache eingedenk entsprechend verhalten sollte, sein Denken und sein Verhalten eventuell revidieren sollte.

Im Gegensatz zum Begriff der „Destruktion der Metaphysik“, der eine eindeutige Opposition zur Metaphysik bedeutet, ist Derridas „Dekonstruktion“ eher der Hinweis auf den Begriff der „Komplementarität“ von Begriffen, die sich einerseits „irgendwie“ widersprechen und andererseits „irgendwie“ ergänzen. Es handelt sich um ein „Danebenstellen“ von Sichtweisen und die philosophische Analyse hätte dann die Aufgabe, die Art dieses „Danebenstellens“ zu erhellen, mit anderen Worten, die Bedeutung des Wortes „irgendwie“ genauer zu untersuchen. In diesem Sinne ist die „Dekonstruktion“ eher ein Supplement der Metaphysik als ihr Opponent. Das Denken der „Dekonstruktion“ entspricht insofern eher einer Art der „supplementären Logik“ als einer „Logik der Oppositionen“. Es taucht der Verdacht auf, dass „Dekonstruktion“ ein anderes Wort für den Begriff der „Dialektik“ sein könnte. Allerdings sollte man vorsichtig mit solchen Identifizierungen sein.

Wie kritisiert Derrida Husserls Phänomenologie konkret? Er versucht die metaphysischen Voraussetzungen der Zentralbegriffe der Phänomenologie Husserls, die „Intuition“ und die „Evidenz“, zu erarbeiten und stößt dabei auf den Begriff der „Präsens“, der „Gegenwart“ oder auch der „Vergegenwärtigung“.

In der „Intuition“ ist der Gegenstand der Betrachtung unmittelbar anwesend. Er ist „präsent“. Das Wort „Vergegenwärtigung“ zeigt an, dass es sich um eine zweistellige Relation handelt. Das Bewusstsein ist „präsent“, indem es sich den Gegenstand des Bewusstseins „vergegenwärtigt“. Sartre nennt diesen Zustand auch eine „Anwesenheit

beim Sein“. Offen bleibt die Frage, ob das Bewusstsein eher beim Sein anwesend ist oder ob das Sein für das Bewusstsein anwesend ist. Sartre spricht von der „reinen Einsamkeit des Seins“ und gibt damit zu verstehen, dass das Sein bei den Dingen der Welt liegt und dass es sich beim Bewusstsein eher um ein „Nicht-sein“ handelt. Aber das ist wieder ein Problemfeld für sich.

Die folgenden Zitate zeigen, was Derrida zu diesem Problemfeld zu sagen hat. Da seine Formulierungen manchmal schwierig zu verstehen sind, zerlege ich das Zitat in kleinere Abschnitte:

Halten wir nun fest, um hier unsere Absicht zu verdeutlichen, dass unseres Erachtens die Phänomenologie von innen her durch ihre eigenen Beschreibungen der Bewegung der Zeitigung und der Konstitution der Intersubjektivität belastet, wenn nicht gar bestritten wird. (Derrida, Die Stimme und das Phänomen, edition suhrkamp, S. 13)

Hier handelt es sich um die Formulierung eines Grundsatzes der „Dekonstruktion“. Texte haben die Eigenschaften, sich selbst zu belasten oder sogar sich selbst zu bestreiten. So auch bei Husserl. Für Husserl ist die „Intuition“ oder die „Evidenz“ des unmittelbar Gegenwärtigen das Zentrum der Phänomenologie. Nun gibt es bei Husserl aber auch eine Theorie des inneren Zeitbewusstseins und eine Theorie der Intersubjektivität. Und es zeigt sich, so jedenfalls Derrida, dass die Theorie des inneren Zeitbewusstseins und der Intersubjektivität das angebliche Zentrum der Phänomenologie, die Vergegenwärtigung des Gegenstandes, belasten oder sogar bestreiten.

Zur Theorie des inneren Zeitbewusstseins bei Husserl gehören die Begriffe „Retention“ und „Protention“. „Retention“ kann man mit „Zurückspannung“ und „Protention“ mit „Vorausspannung“ übersetzen. Husserl will damit sagen, dass bei dem Phänomen des inneren Zeitbewusstseins mit der Vergegenwärtigung eines Gegenstandes immer auch ein Nachklang des Vergangenen und ein Vorausklang des Kommenden mitgegeben ist.

Wenn man zum Beispiel einen Ton hört, dann wäre die bloße Vergegenwärtigung des Tones kontraproduktiv, wenn nicht auch ein Nachklang des Tones aus der unmittelbaren Vergangenheit mitzuhören wäre und vielleicht auch eine Antizipieren des kommenden Tones zu vernehmen wäre. Die Retention wäre demnach weniger eine Erinnerung an die Vergangenheit, sondern eher ein langsames Verblässen der Vergangenheit während der Gegenwärtigkeit des Gegenstandes im kontinuierlichen Fluss der Zeit. Folglich ist die Präsentation des Gegenstandes keine bloße Gegenwart, kein reines Präsens, sondern eine Verweisungsstruktur der Gegenwart auf die verblässende Vergangenheit und die aufdämmernde Zukunft.

Husserls eigene Theorie des Zeitbewusstseins untergräbt folglich seine Theorie der Präsentation des Evidenten. Die evidente Gegenwart des Gegenstandes ist keine Momentaufnahme, sondern eine Teilstruktur der drei Dimensionen der Zeitlichkeit, bei der sowohl „Retentionen“ und „Protentionen“ beteiligt sind.

Darüber hinaus ist klar, dass das Hören des Tones im Sinne der Vergegenwärtigung desselben auch durch die Erinnerung an die ferne Vergangenheit und die Erwartung an

die ferne Zukunft mitgestaltet wird. Es ist ein Unterschied, ob ich die Melodie zum ersten Mal höre oder mich an vergangene Erlebnisse erinnere. Es ist ein Unterschied, ob ich ein „absolutes Gehör“ habe oder ein vollkommen unmusikalischer Mensch bin.

Kurz: Die Erwartungen spielen bei der Evidenz des Gegenwärtigen immer auch eine Rolle. Es wird kaum möglich sein, bei der evidenten Wahrnehmung des Gegenwärtigen davon abzusehen, mit welcher Erinnerung und mit welcher Erwartung der Wahrnehmende seine eigene Evidenz verarbeitet. Der Schachweltmeister wird bei der evidenten Wahrnehmung einer komplizierten Stellung wahrscheinlich etwas ganz anderes „sehen“ als ein Anfänger. Was heißt hier „Zurück zu den Sachen selbst“?

Das soll nicht bedeuten, dass die Gegenwart eine Illusion wäre und es keine Evidenz des Gegenwärtigen gäbe, es soll nur zeigen, dass die Präferenz der Gegenwart unberechtigt ist. Die menschliche Intuition ist durch die Struktur der Zeitlichkeit bedingt und die Zeitlichkeit ist eine ekstatische Einheit der drei Zeitdimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dasselbe gilt für die Analyse der „Intersubjektivität“, die in ähnlicher Weise wie die Zeitlichkeit die Präferenz des Gegenwärtigen hintertreibt.

Das widerlegt zwar nicht die Bedeutung der Evidenz als Vergegenwärtigung des Gegenstandes, aber es vermeidet eine Hierarchisierung der verschiedenen Zeitdimensionen. Derrida schreibt:

Auf dem tiefsten Grunde dessen, was die beiden entscheidenden Momente der Deskription zusammenbindet, ist zu erkennen, wie einer irreduziblen Nicht-Gegenwärtigkeit ein konstitutiver Wert und mit ihr einem Nicht-Leben oder einer Nicht-Selbstgegenwart eine unausrottbare Nicht-Ursprünglichkeit zuerkannt wird. (ebd., S. 14)

Wie wichtig diese Art der Dekonstruktion ist, zeigt sich an der metaphysischen Bewertung der Wissenschaften. Da gibt es zum Beispiel die Frage nach dem Status der mathematischen Erkenntnisse. Handelt es sich dabei um Platonische Ideen oder um bloße Erfindungen des Menschen? Der Begriff der Dekonstruktion zeigt, dass es sich um eine falsche Alternative handelt. Die Euklidische Geometrie zum Beispiel kann aus guten Gründen eine „Platonische Idee“ genannt werden, weil es sich bei ihr um die Formulierung „Ewiger Wahrheiten“ handelt. Die Zeitlichkeit in Form der Geschichte der Mathematik zeigt jedoch, dass immer wieder neue „Sinnhorizonte“ auftauchen, welche die „Euklidische Geometrie“ in einem neuen Licht erscheinen lassen.

So hat das Auftauchen „Nicht-Euklidischer Geometrien“ in der Geschichte den Wahrheitsstatus der „Euklidischen Geometrie“ stark verändert. Es handelt sich nach wie vor um „Ewige Wahrheiten“, aber diese müssen nun die Absolutheit ihres Wahrheitsanspruches aufgeben und sich mit den Wahrheiten der „Nicht-Euklidischen Geometrien“ arrangieren. Die „Vergegenwärtigung“ der „Euklidischen Geometrie“ ist demnach eine Sache, ihre Positionierung im Kontext der neuen Theorien eine andere. Diese Positionierung im Kontext des Andren hintertreibt in gewisser Weise die „totalisierende Reduktion“ der Geometrie auf den Begriff der „Euklidischen Geometrie“. Dabei hat sich weniger die „Euklidische Geometrie“ verändert als der Begriff der

Geometrie. Aber mit der Veränderung des Begriffs der Geometrie verändert sich automatisch auch die „Euklidische Geometrie“ im Rahmen des neuen Sinnhorizontes.

So wichtig die Gegenwärtigkeit des evident Erkannten für den Begriff der Intuition auch ist, so kann die genaue Analyse der Texte Husserls doch nicht vermeiden, den konstitutiven Wert einer unausrottbaren Nicht-Ursprünglichkeit anzuerkennen. So sind Retention und Protention der unmittelbaren Präsentation des Gegenstandes stets beigelegt. Ebenso vertritt die Re-Präsentation oftmals die ehemalige Präsentation, während die Appräsentation das bei der Präsentation stets Mitgedachte ins Spiel bringt.

Zum Beispiel ist bei der sprachlichen Darstellung des Präsenten die Re-Präsentation entscheidend, denn dort geht es um die Wiederholung des Gegenwärtigen mittels eines Zeichens, sei es in der gesprochenen oder der geschriebenen Sprache. Die Vieldeutigkeit der benutzten Sprache wiederum stellt die Appräsentation des bewusst oder unbewusst Mitgedachten in den Vordergrund. So sind „Retention“, „Protention“, „Re-Präsentation“ und „Appräsentation“ Begriffe aus der Phänomenologie Husserls, die die eigentliche Grundlage für das Wissenschaftsideal derselben, nämlich die Präsentation des Evidenten, in ihrer metaphysischen Basisfunktion hintertreiben.

Wir haben hier den klassischen Fall einer Dekonstruktion. Derrida widerlegt Husserl nicht, sondern liefert eine Dekonstruktion, welche die angeblich absolute Fundiertheit der Argumente Husserls untergräbt. Husserl will ja die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaften erfassen und definieren und über der Begriff der „eidetischen Reduktion“ die Wissenschaft der Wissenschaften begründen.

Bei diesem Vorhaben handelt es sich offensichtlich um den Versuch eines „Totalisierenden Reduktionismus“. Und es ist dieser „Totalisierende Reduktionismus“, gegen den sich Derridas Bemühungen richten. Es geht ihm nicht darum, die Relevanz der Phänomenologie zu negieren, sondern darum, einem Philosophen, der auf dem besten Wege ist, Gott zu werden, dessen eigene Texte als Gegenargumente vorzuhalten.

Dass hinter Husserls Versuchen, die Wissenschaft der Wissenschaften endgültig zu begründen, ein totalisierender Anspruch liegt, lässt sich an Hand des folgenden Zitates ersehen. Husserl will nicht weniger als eine Neubegründung der Philosophie der Wissenschaften auf der Basis des Begriffs der Evidenz:

Da die Wissenschaften auf Prädikationen hinauswollen, die das vorprädikativ Erschaute vollständig und in evidenter Anpassung ausdrücken, so ist selbstverständlich auch für diese Seite der wissenschaftlichen Evidenz zu sorgen...Auch das rechnen wir in unser von nun ab konsequent normierendes methodisches Prinzip der Evidenz. (Husserl, Cartesianische Meditationen, S. 15)

Man sollte diesen Text genau lesen. Die sprachliche Darstellung des vorprädikativ Erschautes, soll „vollständig und in evidenter Anpassung“ erfolgen. Kurz: Husserl verlangt für seine neue Wissenschaft der Wissenschaften die vollkommene sprachliche Darstellung der subjektiven Gewissheiten. Noch kürzer: Er verlangt Vollkommenheit:

Sie müssen aber auch hinsichtlich dieser Evidenz des Vorgehens eine gewisse Vollkommenheit, eine absolute Sicherheit mit sich führen, wenn von ihnen aus Fortgang und Aufbau einer Wissenschaft unter der Idee eines endgültigen Erkenntnissystems...soll einen Sinn haben können. (ebd., S. 16)

Das neue Erkenntnissystem soll demnach folgende Eigenschaften besitzen:

- Es soll das vorprädikativ Erschaute vollständig und in evidenter Anpassung sprachlich ausdrücken
- Es soll insgesamt auf wissenschaftlicher Evidenz beruhen
- Die ersten Erkenntnisse der Phänomenologie sollen den ganzen Stufenbau universaler Erkenntnis tragen
- Es soll sich um ein endgültiges Erkenntnissystem handeln
- Das Vorgehen soll eine Vollkommenheit und absolute Sicherheit mit sich führen

Mit anderen Worten: Das bisherige unvollkommene Denken der Menschheit soll der Vollkommenheit zugeführt werden. Die Menschheit soll sich in eine Gottheit der Erkenntnis verwandeln und der Prophet dieser neuen Religion ist Edmund Husserl.

Nun ist das Anliegen Husserls nicht so leicht zurückweisen. Denn wonach soll er denn sonst streben als nach Vollkommenheit? Etwa nach Unvollkommenheit? Descartes hat dieselbe Schwierigkeit empfunden, er hat sie allerdings mit dem Begriff Gottes gelöst. Descartes stellt fest, dass er die Idee der Vollkommenheit in sich trägt, dass aber dennoch klar ist, dass er ein unvollkommener Mensch ist. Er folgert daraus, dass er in jeder Hinsicht von Gott abhängig ist, auch in Fragen der Erkenntnis. Der Mensch ist in der Lage, die Wahrheit zu erkennen, aber er benötigt dafür die Güte und die Hilfe Gottes.

Husserl lehnt diesen theistischen Ansatz ab und setzt an die Stelle Gottes das „Theoretische Subjekt“. Er gibt zu, dass es sich bisher als unvollkommen erwiesen hat, aber er verspricht, dass dieses theoretische Subjekt mit der Hilfe und Unterstützung Edmund Husserls am Ende das vollkommene Erkenntnissystem erschaffen wird.

Es ist diese metaphysische Überfrachtung einer grundsätzlich fruchtbringenden Idee der Phänomenologie, die Derrida dekonstruieren will. Hinter dem Begriff der „Dekonstruktion“ steckt demnach ein anderes Problem: Die Gottesproblematik!

Fortsetzung folgt.

